

***Präventionsrede:
„Gewalt und Radikalität, heute und gestern“***

Ute Frevert

Aus: Erich Marks (Hrsg.):
Gewalt und Radikalität
Ausgewählte Beiträge des 23. Deutschen Präventionstages
11. und 12. Juni 2018 in Dresden
Forum Verlag Godesberg GmbH 2019, Seite 9

978-3-96410-000-9 (Printausgabe)
978-3-96410-001-6 (eBook)

Ute Frevert

Gewalt und Radikalität, heute und gestern

Wie geht man, wie geht die Gesellschaft mit Gewalt und Radikalität um und wie beugt sie ihnen vor? Praktiker haben damit konkrete Erfahrungen gemacht – und fragen sich möglicherweise, was denn eine Historikerin überhaupt zu diesem Thema beizutragen hat.

Was ich versprechen kann, ist: Entdramatisierung. Als Zeitgenossen oder gar unmittelbar Involvierte neigen wir in der Regel dazu, all das, was uns widerfährt, hochdramatisch zu finden – hochdramatisch und nie dagewesen, völlig neu und deshalb überwältigend. Historiker aber haben einen weiten Blick in und auf die Vergangenheit. Ihr Rück-Blick kann helfen, unsere Gegenwart besser einzuordnen in das Kontinuum der Zeit. Er kann ältere Traditionslinien aufspüren, vergangene Erfahrungen zurückholen ins Gedächtnis, das zunehmend zum Kurz-Zeit-Gedächtnis wird. Rückholung und Erinnerung erleichtern es zugleich, Neues, nie Dagewesenes genauer zu identifizieren und ins Bewusstsein zu heben. Dabei geht das angeblich so Dramatische, Skandalöse automatisch stiften – und das ist gut so, denn im Zeichen von Skandalisierung und Dramatisierung lässt sich keine gute Politik machen.

Gewalt und Radikalität: Das sind zwei Begriffe, die uns schaudern lassen, die eigentlich nicht hineingehören in unsere zivilisierte Welt, in der wir Kindern schon in Familie und Schule beibringen, Respekt voreinander zu haben und zu praktizieren – und vor allem: Konflikte nicht mit Gewalt lösen zu wollen.

Aber – das darf man nicht vergessen – dieser Lernprozess verläuft langsam, quälend langsam, in jeder einzelnen Person und in der Gesellschaft insgesamt.

Historisch, auf längere Sicht haben wir dabei durchaus Fortschritte gemacht. Gewaltkriminalität, vor allem Mord oder schwere Körperverletzung, geht tendenziell zurück, sagt die Kriminalstatistik. Manches, was früher erlaubt war, steht jetzt unter Strafe, wie die Vergewaltigung in der Ehe oder sexuelle Belästigung. Sicher sind die Dunkelziffern hoch. Aber das waren sie auch schon im späten 19. Jahrhundert, als der Staat und seine Beamten damit begannen, Zahlen über angezeigte Straftaten und deren Ahndung zu sammeln und zusammenzuführen.

Auch die nicht aktenkundige Gewalt – zum Beispiel unter männlichen Jugendlichen und jungen Männern – hat in unseren Breiten vermutlich eher nicht zugenommen. Prügeleien auf dem Schulhof oder auf dem Nachhauseweg kommen heute vor, kamen

aber auch schon vor hundert oder zweihundert Jahren vor. Mit dem Unterschied, dass sich damalige Kinder und Teenager die Erwachsenen zum Vorbild nehmen konnten. Väter und Lehrer prügeln bis in die 1970er Jahre munter drauflos. Kirchweihfeste und Jahrmärkte waren Ereignisse, bei denen die Männerfäuste flogen, oft in alkoholisiertem Zustand.

Gewalt war als Straf- und Disziplinarmittel bis weit ins 20. Jahrhundert hinein selbstverständlich. Nur mit Mühe hat man sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts von der öffentlichen Prügelstrafe verabschiedet. In geschlossenen Räumen aber, in Schulen wie in Erziehungsheimen, in Gefängnissen oder beim Militär, durfte weiter geprügelt werden, und nicht zu wenig.

Auch das gehört zu Gewalt: die „legitime“ Gewalt, die Autoritätspersonen gegenüber ihren Untergebenen anwenden. Noch im Ersten Weltkrieg beschwerten sich Soldaten über die unwürdigen, ihnen Gewalt antuenden Strafen, mit denen Offiziere selbst kleinere Vergehen ahndeten. Aufgrund öffentlichen Drucks wurden diese Strafen dann abgeschafft, offiziell zumindest. Dass es inoffiziell immer noch ziemlich unwürdig und gewaltsam zugehen kann beim Militär, erfahren wir regelmäßig aus der Presse.

Zwei Dinge gilt es folglich zu beachten: Erstens ist Gewalt nicht nur der Fußtritt, den ein junger Mann aus lauter Spaß an der Freud oder als willkürliche Aggression einer jungen Frau in einer Berliner U-Bahn-Station verpasst und der sie die steile Treppe hinunterfallen lässt. Gewalt ist auch dort am Werk, wo Institutionen hinter geschlossenen Türen Disziplin und Gehorsam einüben, oft mithilfe physischer Gewalt. Beide Formen von Gewalt haben, zweitens, eine lange Tradition. Sie sind nicht erst im 21. Jahrhundert aufgetaucht.

Trotzdem hat sich einiges geändert in den vergangenen Jahrzehnten: Zum einen ist es gelungen, die öffentlichen Institutionen einigermaßen gewaltfrei zu machen. Das war alles andere als ein Selbstläufer. Immer wieder haben Zeitgenossen Kritik an gewaltsamen Übergriffen geübt, Petitionen eingereicht, Beschwerden geschrieben. Es hat lange gedauert. So hat der Gesetzgeber bis ins Jahr 2000 gewartet, um jedem Kind das Recht auf eine gewaltfreie Erziehung zuzusichern.

Zum anderen hat sich die Sensibilität der Öffentlichkeit geändert. Was im 19. Jahrhundert üblich war, erregt heute Aufmerksamkeit und Anstoß. Es war letztendlich eine neue Generation von Eltern, die den prügelnden Lehrern in den Arm fielen – aber eben erst in den späten 1960er Jahren. Ein zentrales Motiv war die Abwehr gegen Demütigung. Demütigung muss nicht immer und automatisch mit physischer Gewaltausübung einhergehen. Demütigen kann man auch durch Blicke, Worte, Gesten – und ihre Unterlassung (wenn ich jemanden ostentativ nicht grüße). Umgekehrt aber wirkt Gewalt immer demütigend: Sie macht dem Opfer deutlich, dass der Täter keinen Respekt vor ihm hat, dass er es buchstäblich in den Staub tritt.

Demütigung ist in dem Maße zu einem Problem geworden, wie sich unsere Gesellschaft demokratisiert hat und wir den Grundsatz bürgerlicher Gleichheit verinnerlicht haben. Von daher ist es kein Zufall, dass die Sensibilität für Demütigung mit dem Lernen und Einüben demokratischer Werte und Verhaltensformen wuchs. Die späten 1960er und 1970er Jahre bilden hier eine Wasserscheide. Die breitflächige Attacke gegen Autoritäten – Professoren, Lehrer, Polizisten, Richter etc. – war verbunden mit dem Anspruch, sich von ihnen nicht mehr in die Knie zwingen zu lassen. Das kann man fast wörtlich nehmen.

Damit sind aber die Gewalt und das Demütigungspotential unter Gleichen noch nicht strukturell vom Tisch. Die Berichte über Mobbing unter Schülern oder Arbeitskollegen sprechen Bände. Andererseits ist auch das keine ganz neue Erscheinung. Neu ist lediglich die Empörung über solche Verhaltensweisen, die Empfindlichkeit, mit der Menschen darauf reagieren.

Und neu ist auch die Frequenz, mit der Bürger und Bürgerinnen davon erfahren. Die Presse berichtet darüber. Noch viel umtriebiger sind die sozialen Medien, in denen sich solche Mobbings oft abspielen und die ihre Nutzer darüber ins Bild setzen. Es gibt Websites, auf denen man den sogenannten happy slappings zuschauen kann; andere Zeitgenossen posten, zustimmend, ihre Videoaufnahmen von Gruppenvergewaltigungen.

Wir neigen dazu, dies als Verrohung unserer Gesellschaft zu beschreiben, als eine neue Qualität und Quantität von Gewalt, die sich manche Mitglieder der Gesellschaft über andere anmaßen. Ob die Umgangsformen hierzulande tatsächlich so viel roher und respektloser sind als noch vor dreißig, fünfzig oder hundert Jahren, ist schwer nachzuprüfen. Was zählt, ist, dass wir sie so empfinden. Und das wiederum hat mit einer im Vergleich zu früher größeren Erwartung zu tun, dass Bürger einander mit jener Achtung begegnen, die sie von anderen für sich beanspruchen.

Gewalt setzt diese Achtung außer Kraft und verneint sie. Manchmal ist Gewalt ohne Richtung, hat keinen unmittelbaren Anlass und trifft ihr Objekt eher zufällig, ist damit im eigentlichen Sinne nicht strategisch und machtbetont. Sehr viel häufiger aber richtet sich die ausgeübte Gewalt, körperlich oder verbal, gegen konkrete Opfer, und das sind immer die Schwächeren: Obdachlose, Ausländer und vor allem: Frauen. Wer die Hassmails liest, die exponierte Politikerinnen und Journalistinnen wie Claudia Roth oder Dunja Hayali erhalten, der kann nur erschrecken vor so viel gerichteter, lustvoller Aggressivität. Fast alle diese Hassmails kommen von Männern, und alle zielen auf das Geschlecht der Angegriffenen. Das jedenfalls ist neu. Wie man diesem genuin männlichen Hass beikommen kann, wäre ein wichtiges Thema auf einer großen Tagung über Prävention.

Noch ein Wort zur Radikalität. Radikal sein ist ja eigentlich nichts Schlimmes. Radikal bedeutet, etwas an der Wurzel zu fassen, grundsätzlich, tiefeschürfend, unbeugsam. Aber es bedeutet eben auch: Kompromisslosigkeit. Wer sich radikal verhält, ist nicht auf Verständigung aus, sondern will seine eigenen Positionen durchsetzen. Ein radikaler Moralist – und fast alle Radikalen sind Moralisten – lässt keine anderen Meinungen gelten, er stellt seine Moral nicht zur Verhandlung. Mit Radikalen reden fällt schwer, denn sie hören nicht zu – oder lassen sich doch keinen Nanomillimeter von ihrer Position abbringen.

Deutschland hat viel Erfahrung mit Radikalität. Die späten 1920er und frühen 1930er Jahre waren geprägt von einer politischen Radikalisierung, die zwei Lager – Kommunisten und Nationalsozialisten – gleichermaßen erfasste und in eine Spirale der Gewalt hineinzog. Es gab damals sogar Prügeleien im Reichstag und verbale Kriegsspiele, die im Bundestag bislang noch ausgeblieben sind. Auch die sogenannte Politik der Straße ist heute sehr viel ziviler als damals, als paramilitärische Verbände aufeinander eindroschen und politische Morde begingen.

Trotzdem darf man die neue Radikalisierung, wie sie derzeit zu beobachten ist, nicht kleinreden. Sollte sie tatsächlich zu einer größeren Bewegung führen, wäre das eine ernste Gefahr für unsere Demokratie. Denn Demokratie zeichnet sich dadurch aus, dass widerstreitende politische Meinungen und Interessen gewaltfrei miteinander ringen. Dieses Ringen geht selten so aus, dass die eine Seite den Sieg davon trägt und die andere klein beigt. In der Regel findet man einen Kompromiss, der für beide Seiten lebbar ist. Die Verweigerung des Kompromisses aber, unter dem Vorzeichen der Radikalität, bedeutet das Ende demokratischer Kommunikation.

Hier ist die vielbeschworene Mitte der Gesellschaft gefragt. Der Nationalsozialismus hat es in den 1930er Jahren geschafft, diese Mitte zu erobern und ebenfalls zu radikalieren. Heutzutage sollte es, gerade angesichts der günstigen Wirtschaftslage und einer 70jährigen Lernerfahrung in Demokratie, einfacher sein, die Mitte stabil und bei der demokratischen Sache zu halten.

Das heißt nicht, die radikalen Extreme außer Acht zu lassen. Aber es gilt, einen Spalt zwischen die Extremisten und jene Bürger zu treiben, die ihnen ihre Proteststimme geben. Sie sollten ihren Platz in der breiten demokratischen Mitte wieder einnehmen, und mit ihnen muss man um Kompromisse streiten. Auch das gehört zur Prävention.

Inhalt

Vorwort der Herausgeber 7

I. Der 23. Deutsche Präventionstag im Überblick

Ute Frevert

Präventionsrede: „Gewalt und Radikalität, heute und gestern“ 9

Dirk Baier

Gutachten für den 23. Deutschen Präventionstag:
„Gewalt und Radikalität – Forschungsstand und Präventionsperspektiven“ 13

Erich Marks

Zur Eröffnung des 23. Deutschen Präventionstages in Dresden:
Angesichts der zunehmenden Komplexität von Krisen „muss die
Prävention im Mittelpunkt unseres Handelns stehen“ 99

Erich Marks, Karla Marks

Zusammenfassende Gesamtdarstellung des 23. Deutschen Präventionstages 115

Merle Werner, Rainer Strobl

Evaluation des 23. Deutschen Präventionstages am 11. und 12. Juni 2018
in Dresden 145

II. Praxisbeispiele und Forschungsberichte

Frank Buchheit

Resonanzachsen und ideologische Deradikalisierung 199

Marc Coester

Der schmale Grat zwischen Hate Speech und Meinungsfreiheit 217

Mathieu Coquelin

Da.Gegen.Redde – Ein Modellprojekt zur Stärkung im Umgang mit
Hass im Netz 227

Bernt Gebauer

„Free to Speak – Safe to Learn“ - Democratic Schools for All
Unterrichten kontroverser Themen als Extremismusprävention 239

<i>Rüdiger José Hamm</i> Prävention im Bereich des religiös begründeten Extremismus: Herausforderungen für zivilgesellschaftliche Träger	253
<i>Yuliya Hauff</i> Prävention von Radikalisierung in nordrhein-westfälischen Justizvollzugsanstalten	261
<i>Christian Heincke; Anika Aschendorf, Annika Jacobs</i> „Helden statt Trolle – Krass gesagt? Hinterfragt!“	268
<i>Franziska Heinze</i> Bewährte Modelle der Radikalisierungsprävention verbreiten	275
<i>Frank König</i> Rechtsextremismusprävention: Vom Spezial- zum Regelangebot	285
<i>Oliver Malchow</i> „Politische Radikalisierung – Prävention ist Aufgabe aller“	297
<i>Colette Marti</i> Narrative zur Prävention von Radikalisierung im Internet: ein gesamtschweizerisches Projekt der Nationalen Plattform Jugend und Medien	303
<i>Björn Milbradt</i> Rechtspopulismus als Herausforderung für Radikalisierungsprävention und Demokratieförderung	307
<i>Iris Alice Muth, Katharina Penev-Ben Shahr</i> Radikalisierungsprävention im Bund: „Demokratie leben!“	319
<i>Uwe Nelle-Cornelsen</i> Radikalisierte/-ierung im Justizvollzug – ein Praxisbericht	329
<i>Thomas Pfeiffer, Stefan Wößmann</i> VIR: VeränderungsImpulse setzen bei Rechtsorientierten Jugendlichen und jungen Erwachsenen	337
<i>Juliane Reulecke, Daniel Speer</i> Ein virtuelles Training gegen Hass und Gewalt	345
<i>Karoline Roshdi</i> Spektrum Reichsbürger – Gefahren der Gewalt	353

<i>Larissa Sander</i> Zentrum Deradikalisierung im Thüringer Strafvollzug	365
<i>Tanja Schwarzer</i> Extremismusprävention auf lokaler Ebene – Ein Videospot	371
<i>Kerstin Sischka</i> Psychotherapeutische Beiträge zur Extremismus-Prävention. Erfahrungen, Grundlagen und Kooperationsmöglichkeiten.	375
<i>Melanie Wegel</i> Radikalisierungsprävention durch Theaterpädagogik	387
<i>Tilman Weinig</i> X-Games - Spiel zur Radikalisierungsprävention an Schulen	397
<i>Wolfgang Weissbeck</i> Schnittstellen und gemeinsame Herausforderungen durch Amokhandlungen und andere schwere Gewaltandrohungen	403
III Autor*innen	417